Sonntagsblatt des

Staats-Anzeiger und Herold.

Grand Island, Nebr., Donnerstag, den 17. Februar 1916

Der Pirol.

Novelle von Hans Roose-Csoor.

Sie war ein Naturkind und in der Veilchenbläue ihrer Augen, in dem Korngold ihrer Haare, in dem Purpur ihrer Wangen glich sie einer in der Sonne prangenden Waldblume, die die Umgebung prägt und ihr Wesen verleiht.

„Die Waldblume" schrieb der Pfarrer des Ortes, ein Epos und die Hauptfigur, um die er die Erzählung spann, die Handlung wob, die Knoten schürzte, war die kleine pommersche Dorfschöne „Hannchen Dahlke".

In Wirklichkeit hatte freilich die Handlung des Epos, als eine freierfundene, gar nichts mit den Erlebnissen Hannchens zu tun, denn das Modell war damals etwa 15 Jahre alt und hatte noch nichts erlebt; sein Dorfkritiker, der Lehrer Jonaß, konnte darum innerlich auch gar nicht das Werk als ein gelungenes bezeichnen.

Ein fünfzehnjähriges Mädchen in einem Dorf, das sich aus einer Kirche, deren Turm einem ausgewachsenen Faberbleistift gleicht, einem paar Häuschen in Nürnberger Spielsachenform, verschiedenen Schweinen und Gänsen und etwa 500 Seelen zusammensetzt, hatte noch keinen Sinn für Romane; ihre Tätigkeit erstreckte sich hauptsächlich auf Nachbarbesuche, auf Ausflüge in Wald und Feld, und Fahrten mit Vater nach der Stadt, wenn das Kalb so weit war, daß die Kuh verkauft werden konnte. Erst als sie sechzehn Jahre alt war, merkte sie plötzlich, daß es noch etwas anderes gäbe, als Haus, Wald, Feld, Wiese, Stadt, Bauer, Hühner, Pfarrer, Vater und Mutter, und verspürte in ihrem Innern etwas so Seltsames, in ihrem Herzen etwas so schaurig Süßes, daß ihr das Leben, die Welt und Umgebung in neuem Lichte erschienen, in dem violett, grünlich, rosig, goldig, schimmernden Lichte der Liebe.

Eines Tages herrschte im Nachbarhause eine große Aufregung, der Nachbar Fensti, der Kaufmann des Ortes und dessen Frau kamen über den Vogelkäfig und bemerkten zu ihrem Schreck, daß der Pirol die Flucht ergriffen hatte.

In einem unbewachten Augenblicke.

Der Pirol, den man Fritzen zum Geburtstag schenken wollte, der ein großer Tierfreund war.

Und nun nahmen die Schulferien bald ihren Anfang und Fritz kam aus der Stadt, aber sein Geburtstagsgeschenk war fortgeflogen.

Da war es, daß zwischen der Morgen- und Mittagsstunde Hannchen den Weidensteg an der Sumpfwiese entlangging, um sich nach der Wäsche umzusehen, die gebleicht wurde, als die Töne einer Amsel an ihr Ohr schlugen. Und sie wollte den Vogel fangen, um den Nachbar mit einem Ersatz zu erfreuen.

„Heda", rief da ein junger Mann in ihrem Rücken, als sie Anstalten traf, dem Vogel eine Falle zu stellen, „so geht das nicht."

Sie sah sich um, und da stand Fritz Fensti vor ihr, der mit seinem Schulränzel uf dem Rücken von der Stadt kam, um zu Hause bei den Eltern die begonnenen Ferien zu verleben.

„Du, Fritz", sagte er.

„Du, Hannchen", sagte er.

Und sie sahen sich freudigen Blickes und großäugig an.

„Siehst du dein Geburtstagsgeschenk da oben im Weidenbaum?"

Hannchen zeigte mit dem Finger nach oben und lachte.

Und lachte, wie sie Fritz noch nie hatte lachen sehen.

Und er drückte, während die Töne des Pirols an ihr Ohr schlugen, wie noch nie ihre Hand — und sie wurden sich auf einmal dessen klar, daß ein unsichtbares Band sich an ihr Herz gelegt hatte und ihre Herzen fesselte. . .

Die Szene dieses Augenblicks und seelisch-seligen Vorganges setzte sich bei Hannchen im Hintergrunde der Seele fest und sollte eines Tages ihrem Schicksal Richtung und Gestalt verleihen.

Es hatten die Eltern gegen die Zuneigung der beiden Kinder, hinter deren Geheimnis sie bald kamen, nichts einzuwenden, nichts gegen die Töne, die der Pirol sang und die in den Herzen der Kinder widerhallten, nur sollte Fritz erst seine Gymnasialstudien beenden, um sich der Postlaufbahn zuzuwenden und Hannchen nach der Stadt in eine Pension gebracht werden, um „Dame" zu lernen.

Die Eltern Hannchens trafen sehr schnell alle Vorbereitungen, und das Mädchen verließ wenige Tage später, als Fritz mit Beendigung der Ferien in die Kreisstadt zurückfuhr, das Dorf, um in einer Berliner Pension ihren Wohnsitz aufzuschlagen.

Der Eindruck, den diese Weltstadt auf einen jungen Menschen, der aus der Stille eines Dorfes in den Strudel einer solchen Weltstadt geworfen wurde, machte, war unheimlich, und es läßt sich denken, daß der bisherige Bestandteil ihres Wesens zusammengerüttelt wurde und sich hieraus ein neues Wesen formte. Und sie wurde innerlich und äußerlich ein anderer Mensch, sie wurde eine Weltdame mit etwas komischem Beigeschmack.

Die Eltern sandten ja reichlich die Mittel, sie konnte sich nach neuester Mode kleiden, und es mangelte auch nicht an Bargeld, um mit Freundinnen Konditoreien besuchen und Bälle mitmachen zu können. Als Dorfschönheit sah sich Hannchen sehr bald von vielen Verehrern umringt, und es dauerte nicht lange, daß sich ein junger Assessor ihrer besonderen Gunst erfreute, d. h. ein junger Assessor, der ein Assessor a. D. war.

Es hatte zu viel Reiz, wenn der Assessor a. D., den sie natürlich für einen Assessor im Amte hielt, in dem in Berlin bekannten Steidlexterieur des grauen Anzuges und des grauen Zylinders in die Pension kam, sie vor allen anderen auszeichnete und sie mit der Pensionsmama zu kleinen Spaziergängen und ins Theater einlud.

Sie glaubte an ihn, sie traute den Tönen, wenn er ihr nach dem populären Rosenfeldschen Couplet vorpfiff: „Dich lieb' ich nur — Dich lieb' ich nur, Camilla", und seit der neuen Bekanntschaft schienen auch im Hintergrunde ihrer Seele jene Bilder verloschen zu sein, die von Fritzens Liebe sprachen, jene Töne verklungen zu sein, die von der Seligkeit und dem Glück der Treue erzählten. . .

Sie hörte den Pirol nicht mehr. . . — Aber eines Tages sagte der Assessor zu Hannchen: „Fahre nach Hause, sprich mit deinen Eltern, bereite alles vor — ich komme nach, wir werden uns verloben."

Hannchen schlug das Herz. Wie würden die Eltern staunen, und wie werden sie sich freuen —? Und der ganze Ort würde erstaunt sein. . . Nur. . . sie dachte an Fritz, und ihre Gedanken erfuhren eine Hemmung. . .

Als Hannchen zu Hause den Eltern ihre Absicht verkündete, waren sie durchaus nicht sehr erfreut, und sie sagten, sie hätten Hannchen wegen des Postsekretärs Fensti und nicht wegen des Assessors nach Berlin geschickt, um sich Bildung anzueignen.

Die Eltern waren ehrliche, biedere Bauersleute.

Das Gerücht aber von der bevorstehenden Verlobung verbreitete sich bald im ganzen Dorfe und im ganzen Umkreise. So erfuhr auch bald der Sekretär in der Stadt, daß Hannchen angekommen sei. Er hatte nichts eiligeres zu tun, als um Urlaub zu bitten und auf dem schnellsten Wege nach Hause zu reisen.

Und eine noch nie empfundene Unruhe erfüllte sein Herz, und es wollte ihm nicht in den Kopf gehen, daß Hannchen, wenn auch zuletzt die Briefe immer spärlicher eingingen, so an ihm handeln könne.

Die Großstadt könne einen Menschen ändern, aber aus einem Menschen keinen neuen Menschen machen.

Fritz zerbrach sich über das Mittel den Kopf, das er anwenden müsse, um sein so geliebtes, angebetetes Hannchen nicht zu verlieren, aber es wollte ihm nichts Greifbares einfallen.

Ehe der Assessor noch von Berlin gekommen war, suchte Fritz eine Aussprache.

Die Aussprache brachte Kummer, aber kein Ziel.

Nicht, daß sie ihn schlecht behandelte, nicht daß sie ihn kaltherzig abwies, nicht, daß sie sich nicht glaubte entschuldigen zu müssen, sie meinte nur, das Schicksal wolle es so.

Aber Fritz stellte die Frage, ob sie die Verhältnisse des Assessors so genau kenne, ob sie sich nach ihm erkundigt hätte — nach den Verhältnissen des Assessors müsse sich ihr Schicksal bestimmen.

Es kam ihm aus ihren Erzählungen so manches unklar vor. Er war mißtrauischer als die Eltern, denn er hatte sich ja in der Kreisstadt und bei seinem Berufe Menschenkenntnisse angeeignet.

Und es sollte sich nun entscheiden, sobald der Assessor angekommen war, was sich als echter, als solider erweisen sollte! Was die Natur in den Tönen des Pirols verkünden ließ oder in den Klängen des Couplets: „Dich lieb' ich nur, dich lieb' ich nur, Camilla."

Und alles, sein Schicksal, seine Zukunft, sein Glück hingen davon ab, daß seine Erkundigungen vor der Ankunft des Assessors beantwortet würden und so, wie er die Antwort erwartete. —

Da kam der Donnerstag, sein Glückstag. Und Hannchen erhielt das Telegramm, daß der Assessor komme.

Sie ließ das Fritz wissen, damit er nicht unnötig komme, damit er sich, so leid es ihr auch tue, in sein Schicksal füge — damit er endgültig verzichte.

Endgültig, wenn sie sich auch selbst eingestehen mußte, daß er ihr vielleicht ihrem Herzen noch ebenso nahe stände als der Berliner, das heißt als Mensch, nicht als Person.

Aber kindliche Jugendversprechungen können doch nicht so beobachtet werden, als Versprechungen der Vernunft. . .!

Auch bedauerte sie, an seinem Glückstage ihm Schmerzen bereiten zu müssen.

Merkwürdigerweise kam Fritz doch. . Und nicht etwa ängstlich, zögernd, vertrauert, sondern leuchtend, hoffnungsvoll und energisch.

Fritz hatte vor der Ankunft des Assessors eine Auskunft erhalten, wie er sie erwartete. . .und diese Auskunft brachte er Hannchen.

Diese hatte sie nicht erwartet. Hannchen war starr. Eine Weile schwirrten bange Gedanken durch ihre Seele. Eine Weile, da sie den Assessor verlieren müssen und welchen Gefahren sie entgegengegangen wäre, wenn sie ihn nicht verloren hätte. Aber auch bange Neigungen für die Zukunft erfüllten ihre Brust. Ist Fritz der Richtige, ist er ihr das, was jetzt nach dem Aufenthalt in der Großstadt ihre Seele von dem Bilde eines Mannes erfüllte? Da erinnerte sie sich der Episode im Walde — da trat sie lebendig zum ersten Male wieder nach langer Zeit aus dem Hintergrunde ihrer Seele hervor, und sie sah Fritz als Gymnasiasten, betrachtete ihn jetzt als Beamten — und da empfand sie, daß die Liebe und das Naturrecht zusammengehörten, daß wahre Liebe mit Unrechtem, Gaukelhaftem nie Zusammengehöriges besitzen könnte, und sie war im Nu vom Schein und dem Talmi der Großstadt geheilt. . . Sie war wieder ein einfaches Mädel aus dem Dorfe. . .

Als es aber von der Straße her, aus dem Munde eines eleganten Großstädters trällerte: „Wie lieb' ich dich. . . wie lieb' ich dich, Camilla", schlug die Amsel ans Ohr der beiden sich Neuliebenden jene Töne der ersten Liebe — und interessanterweise in demselben Augenblick, als der Gamaschenheld die Hausschwelle betrat, gaben sich Fritz und Hannchen den Verlobungskuß — den Kuß der Zusammengehörigkeit fürs ganze Leben. . .

Die Töne des Pirols waren die echteren. ..

Das Frühstück von Radaun.

Von Max Preis.

Unter den Gefangenen befand sich der General Fürst Ettore Gabriele Rapa. Der Schmerz war groß, denn der kleine Prinz war durch sein knabenhaft junges Gesicht und seinen hohen militärischen Rang bei den feurigen Römerinnen ebenso Gegenstand einer wahrhaft schwärmerischen Verehrung, wie ihm am Rialto schmachtende Blicke nachgingen, wenn er am Fondaco dei Tedeschi vorbei nach der Merceria schlenderte. Augen, die ihn in Rimini oder in Marina di Pisa gesehen hatten, weinten ebensosehr über sein Schicksal wie die Herzen, die ihm in Fiesole oder vor der Signoria zu Florenz begegnet waren. Der arme kleine Prinz! Die Madonna sei ihm gnädig!

Indessen saß der Fürst Ettore Gabriele Rapa in einer großen tirolischen Stadt, freute sich unbändig, daß er den „dummen Lärm der Kanonen" nicht mehr zu hören brauchte, ließ sich die Fingernägel maniküren und schrieb Liebesbriefe an die Principessa Maria della Cascine in Rom, an die schöne Maria Pia del Anima in Florenz und an die kleine Beatrice Carmagnetta in Venedig. Er schrieb sie, ohne sich darüber Gedanken zu machen, ob diese standesgemäßen und morganatischen Liebesbriefe auch wirklich ihr Ziel erreichten. Und wenn die Bergnebel weit ins Tal herunterlangten und dem kleinen Prinzen das letzte Blau des Himmels trübten, dann spielte er mit seinem Säbel, den ihm die Oesterreicher gelassen hatten, und befreite in unangenehmer Ungestörtheit die unerlösten Gebiete.

Dem kleinen Prinzen ging's gut. Was wußte er von seinem Doppelgänger, dem kleinen Flickschuster Alessandro Prosciuto aus Vicenza, den die Oesterreicher vor wenigen Tagen wie ein wurzelloses Alpenröslein von einem ungemütlichen Dolomitfelsen heruntergepflückt hatten? General Rapa wußte nichts davon, er hätte es sich auch höflichst verbeten, mit einem Flickschuster aus Vicenza, der noch dazu Prosciuto hieß, verglichen zu werden. Der kleine Alessandro wieder wußte nichts von dem braven Prinzen Rapa, und so war beiden geholfen, dem Prinzen und dem Schuster, der nun einsah, wie sehr ihn die kleine Beatrice zu Venedig lieben mußte, wenn die Madonna schon in den ersten Wochen des Krieges ihr Gebet erhörte, denn nur so konnte es gekommen sein, daß ihn die österreichische Patrouille da oben abfing. Wie ein verstiegener Tourist den Bergführer, hatte er sie begrüßt, und nun saß er in dem kleinen, versteckten Alpenfort und klopfte Sohlen auf derbe Stiefel und hämmerte dicke Nägel in feste Absätze. Dazu gab's graue Knödel, Brot und Speck . . ., ja, man konnte sich nicht beklagen, wenn man auch so manchmal Lust nach Polenta und Macaroni und bisweilen auch nach Beatrice verspürte.

Das kleine Alpenfort, in dem ihn die Oesterreicher abgesetzt hatten, da sie nicht Zeit hatten, das zittrige, klapprige Kerlchen dem größeren Gefangenentransport nachzuschicken, dieses kleine Fort war recht schwach, so schwach wie Alessandro Prosciuto, der hier wie eine halbwelke Alpenblume im Wasserglase saß und sich bei der angemessenen Arbeit des Besohlens erholte. Immerhin, das Fort deckte einen wichtigen Zugang und durfte nicht fallen. Es bedurfte sozusagen schonendster Behandlung seitens des Feindes. Allerdings, man rechnete mit einer Beschießung, und die Tiroler und Wiener, die das Fort besetzten, waren sich einig, daß sie mit den „Katzelmachern" fertig werden würden. Derselben Meinung war auch der Oberleutnant Kreinz aus Wien, aber er machte sich doch seine Gedanken, und die tauschte er mit dem Kommandanten; und als er mit dem Kommandanten im reinen war, hatte der kleine Alessandro die Stufenleiter vom Flickschuster zum General erklommen.

Der Feind war noch weit. Ganz ferne donnerten seine Geschütze. Es war wie bei einem sehr entlegenen Gewitter zur Zeit, wenn man noch nicht an den Regenschirm denkt. Also konnte der Oberleutnant Kreinz es ruhig wagen, den Kriegsberichterstatter Leopold Binder-Buda, den er von Wien her gut kannte, dringend einzuladen, er möge doch morgen ganz gewiß nach Radaun kommen; er solle sich im Pressequartier Urlaub nehmen, und er werde es ihm, dem Oberleutnant, schon danken. Alles nähere dann morgen. Na ja, der Kreinz war halt eine dankbare Seele und wollte sich mit einer pikfeinen Nachricht für die Theaterbilletts revanchieren, die ihm Leopold Binder-Buda in Wien zu wiederholten Malen verehrt hatte. Dafür sollte er morgen auch erfahren, daß der einzig echte, garantiert sichere General Rapa in dem kleinen Fort gefangen gehalten wird. Natürlich darf das der Binder-Buda nicht an die Blätter telegraphieren. Aber, wenn er ein Interview mit dem gefangenen General hat und nicht darüber schreiben darf, so wird er wenigstens darüber plaudern. So sensationelle Nachrichten behält der Binder nicht für sich. Plaudert er aber, dann erfahren es die Vertreter der Auslandspresse, und die werden die Sensationsnachricht schon weiterzugeben wissen. Ist's aber erst einmal bekannt, wo der kleine General steckt, dann werden sich die Katzelmacher hüten, ihren Prinzen mit dem Fort kaputt zu schießen.

Der Oberleutnant Kreinz ging daran, die Einzelheiten für das Interview mit Seiner Durchlaucht dem Prinzen Ettore Gabriele Rapa, geborenen Alessandro Prosciuto aus Vicenza vorzubereiten. Zunächst vergewisserte er sich, daß Durchlaucht kein Wort Deutsch verstanden. Daß Herr Binder-Buda im Italienischen über „minestra" und „pagare" nicht hinausgekommen war, wußte er nicht minder. Dann wurde der Prinz, der seinem berühmten Doppelgänger unheimlich ähnelte, dasselbe schmächtige, noble Knabengesicht mit der adeligen Hakennase, dieselbe zart gewölbte Stirne hatte, die so aussah, wie der weiße Vorhang vor Gedichten und ungeschriebenen Liebesbriefen, denselben eigensinnigen roten Fleck auf der rechten Wange, der sich also herausnahm, den General in Bild und Wuchs zu wiederholen, obwohl er nur ein Flickschuster war, dieser arme kleine Pseudo-Prinz wurde zunächst gebadet. Es war nicht leicht. Dann schor man ihm ein wenig das Haar. Es war auch nicht leicht, konnte aber nicht unterbleiben, da der ölige Schwung der schwarzen Haarlocke erreicht werden mußte, den man auf den bekannten Bildern des Prinzen sah. Versteht sich, daß der Oberleutnant Kreinz ein solches Bild bei sich hatte, war er doch erst seit zwei Tagen aus Wien gekommen, wo man die Gefangennahme des Prinzen allseitig erörterte und sich die Köpfe zerbrach, wo der General wohl untergebracht sein könnte. Dann ging's an die Toilette. Alessandro bekam einen eleganten Zivilanzug, den der Reserveleutnant Währinger beistellen mußte, der mit Sack und Pack bei Kriegsbeginn aus Meran herübergekommen war, bekam die süßen kleinen Lackschuhe vom Hauptmann Prosart, der ja immer ein Geck war, und der äußere Prinz stand fix und fertig da. Freilich, dem Oberleutnant Kreinz wär's schon lieber gewesen, hätte er seinen Prinzen in Uniform präsentieren können! Aber woher nimmt man schnell eine italienische Generalsuniform? Soll der Binder eben glauben, gefangene Offiziere von hohem Rang müssen in Zivil umhergehen. An den Prinzen wurde die letzte Hand gelegt. Man säuberte noch seine Fingernägel, verknüpfte Ordenschleifchen in seine Knopflöcher und konnte „Exzellenza" sagen. Excellenza ließen verwundert alles mit sich geschehen und nahmen mit dem neuen äußeren Menschen eine geradezu zierlich vornehme Haltung an. Ein gutes Abendessen und etliche Glas schönen Terlaner Weines hoben seine Stimmung. Und erst die Nachricht, daß er wegen seines tapferen Verhaltens in den Bergen oben als Austauschgefangener nach seiner Heimat entlassen würde und nicht mehr in den Krieg ziehen müßte, begeisterte ihn zu einem lauten „Evviva Italia"", dem er nach dem fünften Glas Terlaner eine alte Opernarie und ein gnädiges „Evviva Austria" folgen ließ.

Um Mitternacht ging's über Felsen zum Joch. Dann wurde beim Stoder Bauern der letzte Leiterwagen requiriert, und so fuhr der Prinz, vom Oberleutnant Kreinz und zwei Kaiserjägern respektvoll begleitet, im Morgengrauen in Radaun ein. Beim Brunnen vor dem Wirtshaus stand schon aufgeregt der Binder-Buda. Als er den Wagen kommen sah, zog er ehrfurchtsvoll den Lodenhut. Ein Jäger steckte ihm einen Brief zu, in dem er über den Zweck seiner Fahrt nach Radaun genau unterrichtet wurde. Wie es sich einem feindlichen Offizier von so hohem Range gegenüber schickte, wurde zunächst natürlich auf den General Rapa und dann erst auf Herrn Binder-Buda Rücksicht genommen. Unter kühler, aber höflicher Wahrung der Formen begleitete der Oberleutnant seinen hohen Schutzbefohlenen in das Wirtshaus, wo er ein schönes Frühstück, Kaffee, Butter, Eier und Honig auftragen ließ. Binder-Buda blinzelte durch die Fensterscheiben und prägte sich jede Einzelheit ein; schon faßte er den Eindruck unter dem Titel „Das historische Frühstück zu Radaun" im Geiste zusammen.

Bald kam der feierliche Augenblick. Oberleutnant Kreinz konnte seinem Freunde Binder die Mitteilung machen, daß der Prinz geneigt sei, ihn zu empfangen. „Nur Mut, der General ist ein freundlicher Mann."

„Na, was glauben Sie, ich fürchte mich, einem Feinde unter die Augen z utreten? Er ist der Feind, ich bin der Sieger," sagte stolz der Kriegsberichterstatter und fuhr nicht ohne Selbstgefälligkeit fort: „Uebrigens, ich bin mit der historischen Bedeutsamkeit dieser Begegnung bewußt. Was glauben Sie, soll ich ihn fragen? Vielleicht wie's ihm geht?"

„Tun Sie das, es wird das beste sein," lächelte der Oberleutnant.

„Ich — ich werd' ihn italienisch begrüßen, das wird sich gut machen. Das übrige verdolmetschen Sie, lieber Herr Oberleutnant. Ach, ich bin Ihnen ja so dankbar, meine Kollegen werden sicher alle zerspringen."

Indem standen die beiden schon in der kleinen freundlichen Wirtsstube. Kreinz stellte vor, und der Prinz ließ sich etwas goldgelben Honig über seine rechte Hand rinnen, die er Herrn Binder-Buda halb wohlwollend, halb verlegen reichte. „Gott, ist der freundlich!" flüsterte der Interviewer und nahm sogleich eine angemessene Habtachtstellung ein, verneigte sich und hielt eine Ansprache:

„Bon giorno, mio principe! Come sta? Euer Duchlaucht schöner Sprache nicht vollends mächtig, beklage ich in meiner Muttersprache das Schicksal eines tapferen Generals, und werde glücklich sein, der Welt verkünden zu können, daß Euer Durchlaucht sich in den Händen der Sieger wohl befinden."

Der Oberleutnant übersetzte: „Sie, Prosciuto, der Herr da ist Lokomotivführer. Er führt den Zug mit den Austauschgefangenen nach dem Tessin. Er hat zerrissene Stiefel, möchten Sie ihm nicht ein paar Flicken darauf setzen? Können sich zwei Kronen verdienen."

Der Prinz lächelte zustimmend und schielte nach dem Schuhzeug des Gastes.

„Uebrigens Alessandro Prosciuto, geben Sie dem Herrn doch eine von Ihren spagnioletti."

Das tat der General, und der gerührte Herr Binder meinte, nachdem ihm Kreinz versichert hatte, daß der Prinz sich durchaus wohl fühle, ob er noch eine Frage stellen dürfe. Er durfte. „Ja, wie der Prinz über die italienische Armee denke?"

Kreinz übersetzte: „Ob Sie die Stiefel auch wasserdicht machen könnten?"

Alessandro lächelte nur überlegen.

„Na ja, auf die Frage kann er ja gar nicht antworten. Aber — aber — da habe ich eine Nummer des „Corriere della Sera". Da steht etwas über die Liebesaffären des Prinzen drin — nämlich in Venedig hat sich ein junges Mädel vom Rialto in den Canale Grande gestürzt, weil es zuerst hieß, der Prinz sei gefallen. Ob man das wohl fragen darf? Gott, das wäre pikant! Hier — hier — nein, hier habe ich's — den Ausschnitt — eine — gewisse Beatrice Carmagnetta."

In diesem Augenblick gab es dem kleinen Schuster einen Ruck. Er vergaß seine prinzliche Haltung und riß das Blatt Papier Herrn Binder-Buda aus den Händen und las mit heißen, blutigen Augen: „daß sich Beatrice, seine Beatrice, aus Liebeskummer um den Prinzen Ettore Gabriele Rapa vom Rialto —"

Der Oberleutnant wies mit einer Handbewegung den Gast und die beiden Jäger aus der Wirtsstube hinaus. Und dann setzte sich der österreichische Offizier neben den armen gefangenen Schuster Prosciuto aus Vicenza und streichelte die zuckende Hand, wie man die Hand eines Kindes lieb hat, wenn es vor Schmerzen schüttelt. Und er sagte mitten im wilden Kriege ganz leise, beruhigend, zärtlich immer wieder:

„Poveretto — poveretto — poveretto!"

Abends kam der gestürzte Prinz wieder in dem kleinen Fort an. Er nahm keine Nahrung und sprach kein Wort.

Gar nicht weiter donnerten die italienischen Geschütze. Wenige Tage darauf platzte die erste feindliche Granate über dem Fort. Die Italiener schossen sich ein. Aber wie auf das Komando verstummte plötzlich das Feuer. Der kleine Prinz deckte das Fort mit seinem Leib. Es fiel kein Schuß mehr, die List war gelungen. Auf des Freundes Binder-Buda Geschwätzigkeit konnte man sich verlassen.

Während die Kanonen in weiter, weiter Ferne grollten, fluchte der entgötterte Flickschuster aus Vicenza seiner Beatrice; er weinte um sie, und er liebte sie.

— Gut gegeben. Professorsgattin (als der Gatte um 1 Uhr nachts heimkommt): „Wie du früher solid warst und jetzt, seit dem Krieg, da bist Du ganz anders, heute kommst Du erst um 1 Uhr heim, ich finde keine Worte!"

Gatte: „Dort im Schranke liegt's — Wörterbuch!"

— Kindesschlauheit. Vater (nach dem Durchlesen der guten Zensuren seines Töchterchens): „Was willst Du nun, Milla, einen Kuß oder einen Taler?"

Milla (nach kurzem Ueberlegen den Papa umarmend): „Für den Kuß 'nen Taler!"

— Selbstbewertung. Der Kontorist Muzzerl schreibt an seinen Chef ein Gesuch um 50 Mark à Conto seines künftigen Gehalts und fügt als Begründung hinzu: „Da ich bei Ihnen den ganzen Tag über als Markenklebemaschine fungiere, eine solche Maschine aber gegen 200 Mark kostet, hoffe ich Ihnen für erbetener Betrag gut zu stehen.